

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 14

Artikel: Bei den Telefönlern im Aktivdienst
Autor: Haueter, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bei den Telefönlern im Aktivdienst

„Unsere Armee steht heute bedeutend besser gerüstet da als 1914. Ich zähle auf euch Mannen, und erwarte, daß das Regiment, welches bedeutende Köpfe kommandierten, auch fürderhin seine Tradition hochhalten und die flotte, dienstbereite Truppe bleibe wie bis anhin.“ Mit ungefähr diesen Worten wurden wir bei der Mobilmachung von unserem verehrten Kommandanten empfangen.

Seither sind viele Monate verflossen und immer noch steht ein großer Teil der Armee unter den Waffen,

bereit sich jedes Eindringlings zu erwehren,

der unser geliebtes Land angreifen sollte.

Freilich, die Zeit ist nicht ungenützt vorübergegangen. Wie tausend andere, haben auch wir Telefönlern im Bewußtsein, daß Rasten Rosten bedeutet, Verschwitztes tüchtig aufgefrißt und mancherlei Neues zugelehrt.

Wer je schon

die Telefönlern an der Arbeit

sah, im Gefecht, anlässlich von Manövern, weiß was sie zu leisten imstande sind. Das hat auch unser Regimentskommandant, der sich, nebenbei bemerkt, durch jahrelangen Dienst in der gleichen Einheit mit uns eng verbunden fühlte, stets gewürdigt, wußte er doch, daß er sich auf uns verlassen konnte.

Während des Manövers heißt es mit dem Telefon stets dort sein, wo sich der zuständige Offizier aufhält, damit er seine Beobachtungen und Anordnungen unverzüglich nach hinten durchgeben, und von dort selbst Befehle empfangen kann. Nicht selten sieht sich eine Patrouille vor eine verzwickte Lage gestellt, etwa dann, wenn plötzlich ein stetigfließender Bach das Gelände abgrenzt, eine elektrische Bahnlinie möglichst schnell zu überschreiten ist, Hochspannungsleitungen die Gegend „unsicher“ machen, oder wenn hohe Zäune ein Passieren äußerst schwierig gestalten.

Sindernisse jeglicher Art halten den Telefönlern meistens nicht auf und er sucht die Lösung so oder so zu erzwingen. Mit jeder Übung wächst der Meister! In solchen Fällen erweisen sich einzelne Kameraden als wahre schwindelfreie Akrobaten der Kletterei (wenn die Verbindung mit einem Beobachtungsposten hoch oben auf einem Baum hergestellt werden muß), als Weit- oder Hochsprungspezialisten, die besonderer Taten fähig sind.

Wenn die Patrouille am Bestimmungsort eingetroffen ist, wird sie je nach Befehl die Station eventuell sofort einrichten und die Leute müssen sich in der raschen Übermittlung chiffrierter Telegramme üben. Sobald eine Verbindung nicht mehr klappt, begibt sich eine sogenannte Entstörungspatrouille mit den nötigen Geräten der Linie entlang und sucht die Gründe des Unterbruchs ausfindig zu machen um die Fehler womöglich sofort zu beheben. Am Tag ist dies eine verhältnismäßig leichte Angelegenheit. Passiert aber einmal während der Nacht eine Unterbrechung — was selbstverständlich auch vorkommen kann — so wird die Sache schon bedeutend schwieriger, erst recht noch, wenn die betreffenden das Gelände nicht kennen sollten und beim Bau der Leitung nicht dabei waren. Der Laie mag aus diesem Einzelfall ermaßen, daß es für den Teleföndienst auch ganze Soldaten braucht.

Ist der „Türrg“ einmal beendet und können die andern sogleich den Rückmarsch antreten, wartete uns noch eine harte Arbeit, muß der gelegte Draht erst noch abgebaut werden; das kann je nach Länge der Strecke mehrere Stunden währen. In dessen bietet dieser Spezialdienst auch viel Interessantes und Lehrreiches und läßt manche schöne Stunde aufkommen. Wie oft schon, wenn wir auf Linienbau unterwegs waren, stellte sich unversehens ein Rudel Wild friedlich äsend vor überraschte Augen; da ließ sich fast vergessen, daß wir auf „Kriegspfad“ wandelten. Oder gastfreundliche Leute bewirteten uns mit

Speise und Trank und gewährten uns dankempfinden Unterkunft. Das Gute und Schöne bleibt meist nachhaltig lang haften, während unliebsame Erlebnisse mit Recht leicht der Vergessenheit anheimfallen.

Nach jeder Übung ist das Material wieder gründlich nachzusehen und in Ordnung zu bringen. Defekte Sachen, die nicht eigens repariert werden können, müssen ausgetauscht, der verbrauchte Draht geparkt werden, denn nicht nur der Mann, sondern auch das Material soll jederzeit aktionsbereit sein.

Vom Schanzen, Bauen und Wegen ...

Außer der Ausbildung in unserer Spezialarbeit harrten unser noch andere, dringendere Aufgaben und es kam der Augenblick, wo in unserem Abschnitt das Schanzen, Wegen und Bauen in den Vordergrund der täglichen Tätigkeit trat. In den zahlreichen Übungen hatten wir uns nun ordentlich gute Kenntnisse aneignen können, so daß das neue Betätigungsfeld vielen unter uns gar nicht so ungelegen kam. Die Schanzarbeiten waren besonders anfangs außerordentlich ermüdend und machten wohl den Hintersten mehr oder weniger „knüttel“. Schließlich soll dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß eine Großzahl unserer Einheit dem intellektuellen Stande angehört oder im Zivilberuf sonst eine mehr feine und präzise manuelle Arbeit verrichtet, was die anfänglich etwas ungewohnte Handhabung der Werkzeuge und die Müdigkeit nur zu erklärlich macht. Nach einigen Wochen harter Tätigkeit war aus uns debattierenden Geistesarbeitern eine Truppe von Schwerarbeitern geworden, die Schaufel und Pickel ebenso gut handhabten wie vormals Feder und Reizzeug.

Unpopulär war die Arbeit jemeilen wenn es regnete und man mit Zelteinheiten angetan schaffen mußte. Während der nassen Herbstwitterung standen wir

oft buchstäblich tief im fetigen Dreck

und sanken stellenweise bis unter die Schuhe ein. Der lehmige, nasse Aushub, unverhältnismäßig schwer, klebte hartnäckig am Werkzeug und jeder Wurf wiegte doppelt an Gewicht. Einmal im Dreck drin, hatte der Einzelne seine liebe Not sich nur zu drehen, waren doch die Schuhe so fest angesaugt.

Die abendlichen Retablierungsarbeiten waren in jenen Tagen verwünscht; wenn alles nur einigermaßen sauber werden sollte, so litten Kleider und Schuhwerk naturgemäß unter der ständigen nassen Reinigung, die nicht zu umgehen war. Später wurden Wadenbinden gefaßt, die einigermaßen Schutz boten und erst als dann Überkleider zur Verfügung standen (einige hatten sich solche von zu Hause kommen lassen) begab man sich mit mehr Freude an die Arbeit.

In den ersten Wochen, als mit dem Benzin noch gar häuslicherisch umgegangen werden mußte, tippelten wir jemeilen zur Arbeitsstätte. Im Verlauf der Zeit wurden wir per Lastwagen dorthin transportiert und abends wieder abgeholt. Es darf hier füglich gesagt sein, daß bei uns viel und trotz der den meisten ungewohnten Tätigkeit, erfolgreich gearbeitet wurde und immer noch wird. Die Tage erweisen sich bei dieser Beschäftigung auch als kürzer als etwa bei der persönlichen soldatischen Ausbildung.

Daß das Schanzen und die damit zusammenhängenden Arbeiten sich

nicht immer so ganz harmlos

verrichten ließen, mag folgendes Erlebnis festhalten. Beim Hinaufkurbeln eines bäumigen Holztrümmels über einen steilen Hang, zerriß plötzlich das Drahtseil in dem Augenblick, wo das Holz bald an Ort und Stelle angelangt war. Unwillfürlich brüllte unser „Oberbefehlshaber“ so laut er konnte „Achtung



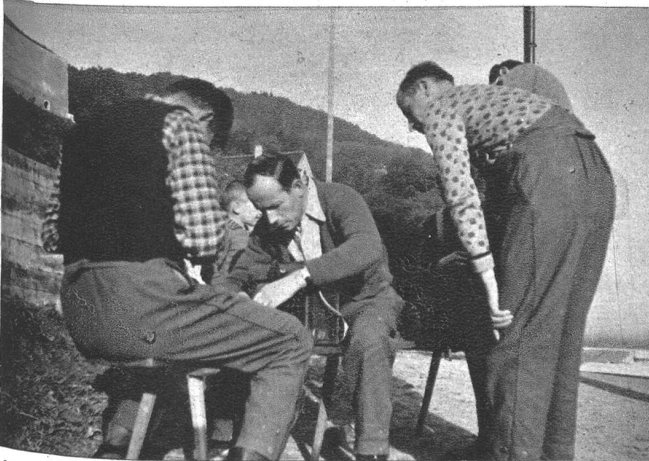
Irgendwo in einem Walde wird übungsweise die Zentrale errichtet. Von hier aus suchen die Patrouillen ihr Ziel unter bestmöglicher Deckung raschestens zu erreichen. Die Aufhängemöglichkeiten für den Draht sind im Wald natürlich bedeutend mannigfacher als im offenen Gelände. Muss der Linienabbau einmal während der Nacht erfolgen, so ist die Arbeit um so komplizierter. Da entschlüpft zuweilen auch dem Bräwsten ein unsanftes Wortgebilde.



Unterwegs auf dem Linienbau. Dieses Bild veranschaulicht einen kleinen Ausschnitt der Tätigkeit wie sie öfters vorkommt. Der Mann auf dem Baum macht sich daran, den Draht zu oberst im Geäst mit einem sogenannten „Mastwurf“ zu befestigen. Nur wenn die Linie hoch genug hängt, braucht man bei längeren Spannungen nicht zu befürchten, dass der Draht im Manövergelände von den Truppen zerrissen wird.

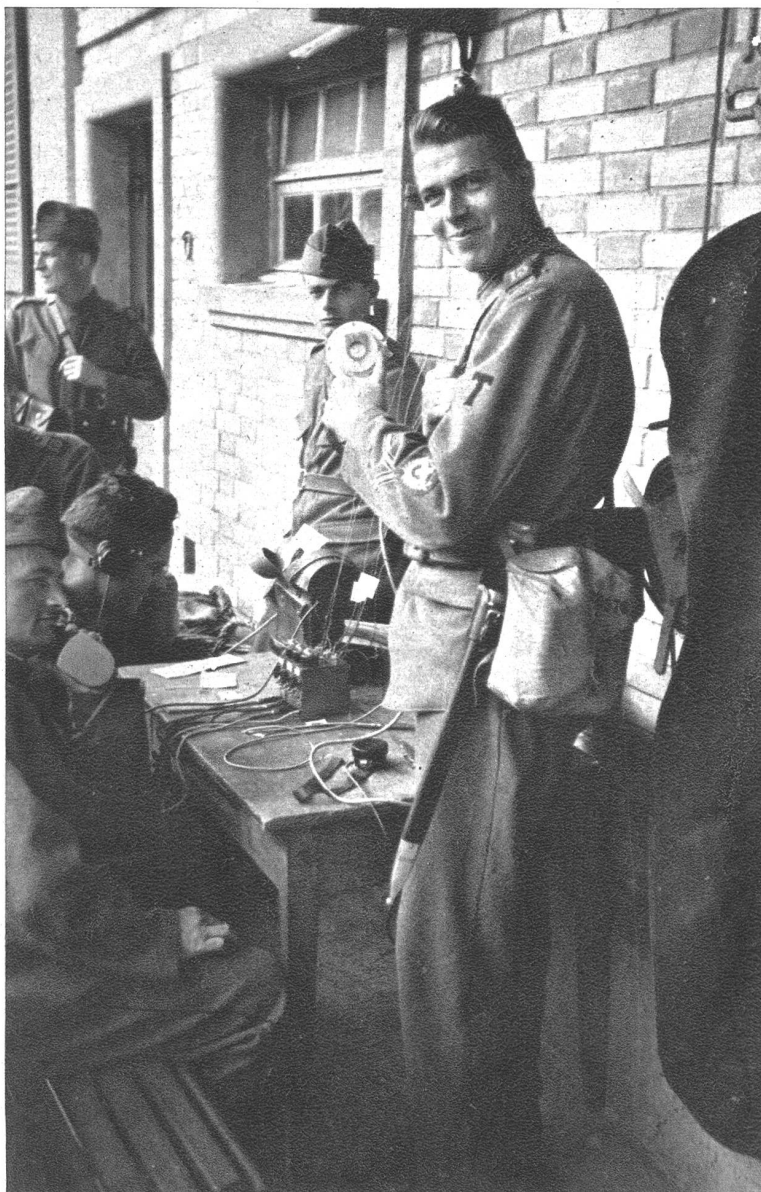


Der Patrouillenfürher hat als erster die an die 3 Meter hohe Umfriedung „genommen“. Er meldet soeben „Unterbruch wegen Ueberschreitens eines Hindernisses“. Sobald der Soldat mit dem Telefon-Apparat am Rücken sich jenseits befindet, wird die Verbindung unverzüglich wieder aufgenommen.



Sämtliches Material muss nach Gebrauch wieder instand gebracht werden. Hier kontrollieren Kameraden die Telefon-Apparate.

Eine kleine provisorisch erstellte Zentrale. Heute werden diese natürlich in bestmöglicher Deckung vor dem Feind und gegen Fliegersicht eingerichtet.





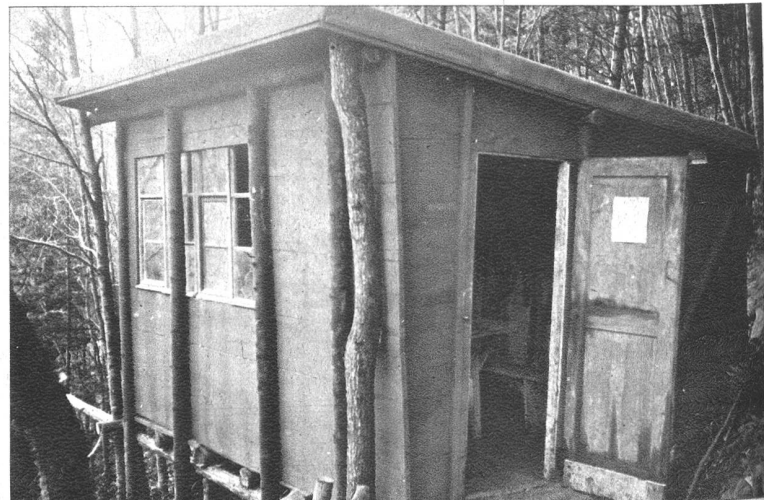
Eine Gruppe sticht Rasenziegel, um sie an einer Stelle zu verwenden, wo infolge Errichtung irgend einer Anlage die Erde blossgelegt werden musste. Kein Mensch wird da nachher etwas „Unnatürliches“ vermuten.



Ohne eine Kochstelle wäre das Schanzen für uns fast undenkbar gewesen. Stein auf Stein geschichtet, muss doch mit der Zeit ein improvisierter „Feuerherd“ entstehen, erst recht wenn sich der Adjutant daranmacht.



Nun ist es so weit. Das Teewasser dürfte bald siedend und den Durst der Mannen befriedigen. Der eine oder andere wird schon in der Lage sein, den Tee noch mit etwas „Zusatz“ süffiger zu machen. Als einmal das Teetuch vergessen blieb, half man sich mit einem nicht mehr einwandfreien „Putzlappen“ (zum Gewehrreinigen) aus; das Getränk fand glänzenden Absatz.



Neben den erstellten Wegen, das erste sichtbare Werk: Unser „Wochenendhäuschen“, im Grundbuchamt der Armee auf den hochtrabenden Namen „Mon plaisir“ eingetragen. Es barg das zum Schanzen notwendige Werkzeug und diente uns zum Einstellen unserer Ausrüstung. Ausserdem wurde „Mon plaisir“ im wahren Sinne des Wortes gerne während der Zünipause als Aufenthaltsort aufgesucht, namentlich bei Regenwetter.

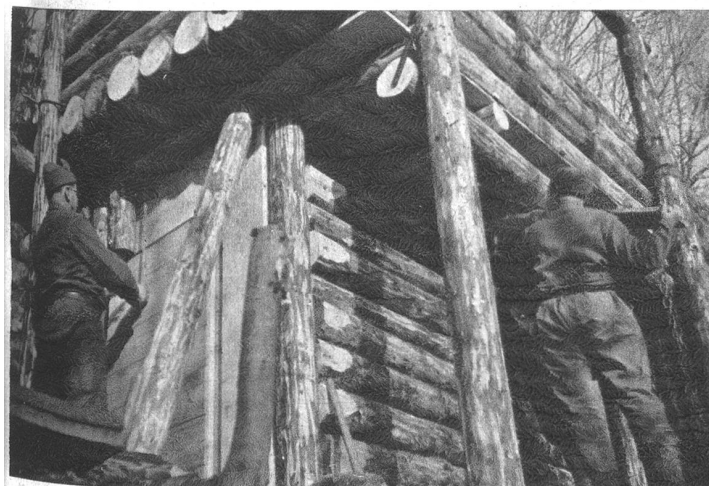
Dutzende und aber Dutzende von Karetten schwerer Steine und Aushubmaterial wurden im Schweisse des Angesichts zur Seite geschafft. Damit es bequemer geht, nimmt man eine Seilwinde zu Hilfe. Die hergeführten Steine werden aufgeschichtet und finden später zum Schutz des vollendeten Baues wieder Verwendung.



Auf der Holz Bühne werden die Trämel mit mehr oder weniger lauten Kommandos gehoben und vermittelst Ketten und Klammern am Seilzug befestigt.



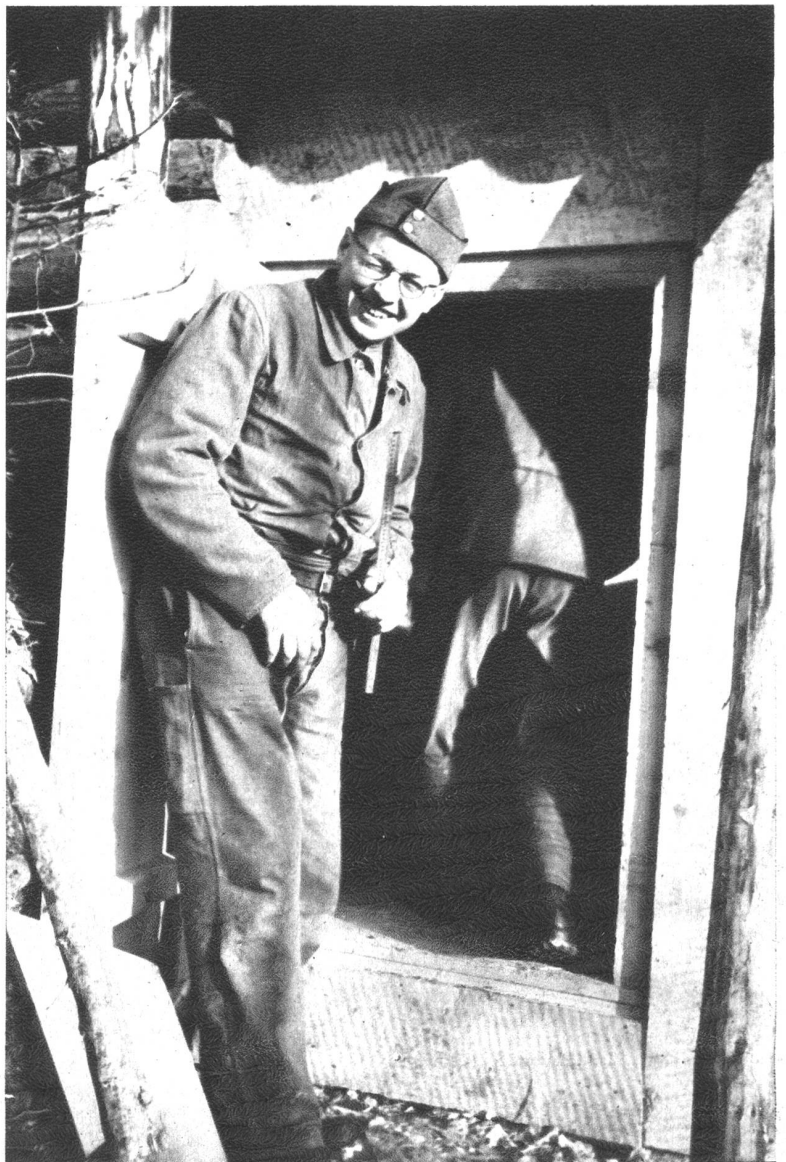
Wir nannten ihn „Lambrusco“ so lange ich mich besinnen mag. Oft wenn wir abends nach vollendeter Tagesarbeit gemütlich im Kanti beieinander sassen, erzählte er uns mit dem ihm eigenen trockenen Humor von seinen Erlebnissen in der Pariser Grossstadt, die er von Zeit zu Zeit mit einem „Pötz Donner“ bekräftigte. — Diese Arbeit liegt ihm besonders, dem Tiefbauunternehmer, und er hielt viel auf „seiner“ Trockenmauer.



Der vielen Hände fleiss'ge Arbeit haben allmählich ein Werk entstehen lassen, das im Ernstfall seinem Zweck dienen wird.

Zur Veröffentlichung freigegeben Pressechef Ter. Kreis 3, III. 974—1000.

Gesättigt und ausgeruht, begeben sich die Schwerarbeiter nach dem Mittagessen wieder zur Arbeitsstätte. Tag für Tag bei schönem und unfreundlichem Wetter, bei Hitze und wenn die Kälte einen fast erstarren macht. Sie wissen wohl, was die Stunde geschlagen hat. Und wenn es manchmal auch etwas zu murren gibt, so ist das im grossen Ganzen nur das gesunde Abreagieren momentaner Kollerzustände. Urhiger Soldatenhumor und im richtigen Moment eine „Büchse hell“ sorgen schon selbst wieder für die nötige Stimmung.



Just im Moment, als er vor die Türe tritt, haben wir den „Vorarbeiter“ fröhlich lächelnd und befriedigt ob der raschen Arbeit, geknipst. Den Meterstab in der Hand, ist er damit beschäftigt, die Ausmasse zu errechnen, um baldmöglichst die Rechnung für den Bau zu präsentieren.





Gsteig, Kt. Bern, 1200 m.
Die Kirche, erbaut 1453.
Morgen in Gsteig.



Gsteiger Sonntagstrachten.

Photo Dr .Moser.



Gsteig b. Gstaad, 1200 m,
Kt. Bern.

Geburtshaus des Saaner
Heimatluchters Joh. Jak.
Romang (1830—1884) in
Gsteig.

achtung“ und schon fauste der Trämel die rund 100 Meter messende Strecke pfeifend hinunter, schlug an einer Eiche, wo das Seil befestigt war, an und drehte sich dort quer zur Fahrbahn, um mit aller Wucht auf den Weg hinunter geschleudert zu werden. Glücklicherweise konnten sich die Gefährdeten rechtzeitig davon machen, wodurch ein in seinen Folgen unabsehbar schweres Unglück vermieden werden konnte. Diesmal ging die Sache harmlos aus, aber noch eine Weile später schüttelte es einen beim Gedanken wie es hätte zugehen können. Mit doppelter Vorsicht wurde hernach ans Werk gegangen.

Ein andermal hatten uns Mineure die Sprengungen vorbereitet. In respektabler Entfernung warteten wir die Entladung ab, doch der sonst übliche laute Knall war nicht zu hören. Mit der nötigen Vorsicht begaben wir uns wieder zur Sprengstelle zurück, wo die Spezialisten den Fall untersuchten. Offenbar waren die Ladungen doch losgegangen, verursachten aber nicht den gewohnten Knall. Immerhin bemächtigte sich uns beim Weiterarbeiten doch ein etwas unsicheres Gefühl, das sich erst nach und nach beruhigte.

Die Sprengungen boten jeweilen ein Schauspiel besonderer Art. Mit gewaltigen Detonationen lösten sich Erde und Gestein und wurde einer wilden Fontäne gleich, hoch in die Luft hinauf geschleudert. Im weiten Umkreis waren die Bäume stark beschädigt und die Äste hingen gebrochen und verwundet herunter.

Die nebenstehenden Bilder möchten versuchen, die Arbeit in unserer Truppe ein kleinwenig zu veranschaulichen. Wenn dem bedächtigen Betrachter der Zeitgeschehnisse ob dem scheinbar sinnlosen Schaffen, und beim Gedanken, was für ungeheure Werte überall gegen eine vom Wahnsinn befallene Menschheit verbaut und verlornt werden müssen, manchmal fast das Herz bluten mochte, so war er andererseits vor der nackten Tatsache doch vollkommen überzeugt, daß heute lediglich nur mehr das Volk eine Chance hat, heil davonzukommen, welches sich

mit allen Mitteln zu verteidigen bereit

ist. Hierzu gehört auch das militärisch-materielle Bereitsein.

Möge die göttliche Vorsehung uns davor bewahren, all die abwehrbereiten Werke einmal im Ernst ausprobieren zu müssen.
Gefr. P. Haueter.

Suffunntig in Gsteig

Das originelle, einzige Alpfest des Dörfleins Gsteig im Saanenland am Fuße des Sanetschpasses ist der nach altem Brauch alljährlich auf der Alp Reuschlisberg gefeierte „Suffunntig“, zu dem sich in der Regel 4—500 Personen aus der ganzen Umgebung einfinden. Den Suffunntig kannten schon die alten Germanen, die in ihrer Sprache „süfen“ als schlürfen, Nidel schlürfen, benannten. Denn am Suffunntig in Saanen pflegten früher die Küher auf den Alpen die Heuer und Viehbesitzer im Tale, die sie nach beendigem Heuet zum Alpfest eingeladen hatten, mit „Fritig-Nidle“, das ist gekühlter, im Keller aufbewahrter, süßer Rahm, zu bewirten. Später kam dann auch der „Gaffi“ (Raffee) hinzu, und schließlich haben die heute üblichen Festgetränke den frühern Festschmaus verdrängt.

Suffunntig zu feiern war den Saanern stets ein Vergnügen wie heute gewesen. Aber zur Zeit der Patrizierherrschaft in Bern wurde ihnen diese harmlose Lustbarkeit verboten, weshalb sie auf weitentfernten Bergen ihren Suffunntig mit Tänzen zum Spiele des Hackbrettes zu feiern begannen. Deshalb feiern die Gsteiger ihr Alpfest auf der Reuschlialp und die übrigen Saaner samt den Walliser Alpbesitzern von Saviese auf hohen Bergen, wie z. B. auf Plaani und „Hoore-Chäffel“ auf dem Hornberg ob Gstaad, Hinter- und Vorder-Waalig im Thärzistal am Arnensee und auf Studelberg, sowie auf den hohen Windspillen im Gebiete der Walliser und Saaner Windspillen ob Gsteig. Wie abgelegen manche dieser Festorte sind, erläutert aus dem Umstand, daß ein im August des Jahres 1936 nachts von der Alp Studelberg in Waalig weggegangener älterer Festbesucher, nachdem er verunglückt war, erst im Frühjahr 1937, nachdem eine Lawine seine Überreste aus einem Bergschrund hervorgebracht hatte, wieder aufgefunden wurde. Die Alp Reuschlisberg aber ist unschwer in etwa einer halben Stunde auf der Billonstraße zu erreichen und das Festleben, das sich dort abspielt, ist recht mannigfaltig und interessant. Während die weibliche und männliche Jugend in einem geräumigen alten Stadel tanzt — anderorts, z. B. im Plaani ist auch eine Tanzbühne neben einer Alphütte errichtet — vergnügen sich die Männer und Burschen beim Kegelspiel mit einem roh zurechtgemachten Kegels auf dem grünen Rasen, oder sie klopfen ein Jäckchen auf den Festtischen und sitzen plaudernd und trinkend mit ihren Bekannten zusammen, die oft von

fernher, wie z. B. von Lausanne und aus dem Pays d'Enhaut von Chateau-d'Yver gekommen sind. Mehrere junge Mädchen von Gsteig haben indessen Kränze und Blumen für die Meisterfuh gewunden, die heutzutage turnusgemäß, weil deren Besitzer der Jungmannschaft einen Trunk zu spendieren hat, von den Viehbesitzern der Gemeinde gestellt wird. Meisterkühe des Saanenlandes haben gelegentlich ihre besonderen Eigenschaften. So mußte „La reine“ (die Meisterfuh) des Bauers Roten aus Saviese, weil sie zum laufen zu schwer war, mit der Bahn von Sion bis Diablerets und von dort auf einem Wagen bis Gsteig verbracht werden, worauf sie den Berg von Gsteig bis zur Walliseralp Windspillen schließlich selber erklomm. Die Festfuh auf Reuschlisberg war aber keine so heikle und schwere Eringer, sondern eine gemütliche Saanenfuh, die, nachdem sie von den Mädchen befrängt und auf der Stirne mit einem Spiegel geziert und von drei Musikanten in die Festhütte abgeholt worden war, dort lange Zeit während dem Gesang des „Lobehochliedes“, dem „Juz“ und dem Tanz ausharrte und erst einen tollten Luftsprung machte, als sie aus dem Gewühl der Tanzen den ins Freie hinausgeführt worden war. Die Burschen aber sangen während des Tanzes folgendes altes Lied, das „Lobehochlied“, in das die andern kräftig einfielen:

„Sie lebens alle wohl,
Unsere Freunde!
Zu Schanden sollen gehn
Unsere Feinde!
N. N. (Name des Besitzers der Meisterfuh) lebe hoch
Und mit ihm das ganze Geschlecht!
Ja, sie lebens wohl, ja, sie lebens wohl,
Ja, sie lebens tausend Jahr,
Und die Alten sei'n so frisch und gesund,
Als in ihren jungen Jahr'.“

Der Besitzer der Kuh dankte den Sängern mit einer Weinspende, worauf die Gsteiger Festgemeinde den ganzen Abend und zum Teile im schwach erleuchteten Stadel auch während der Nacht bis zum Morgen fröhlich weiter feierte! Dann ging die Arbeit wieder an bis zum nächsten Sonntag, wo man einen andern Suffunntig auf einer ferner gelegenen Alp hat feiern können.
F. C. W.